

ALBUM-CHECK I

Pianistische Wucht

Nareh Arghamanyan:
„Femme de Légende“
(Hänssler Classic)



Mit hörensweisen Interpretationen virtuoser Schwergeichte von Liszt, Rachmaninow und Tschaiowsky machte die junge armenische Pianistin Nareh Arghamanyan auf sich aufmerksam. Nach einer siebenjährigen Pause meldet sie sich mit einem Recital auf dem CD-Markt zurück, bei dem sie zarte Töne anschlägt. Unter dem Titel „Femme de Légende“ stellt sie 14 überwiegend kurze Werke von 14 Komponistinnen aus drei Jahrhunderten vor. Allesamt keine kraftbetonten Stücke, aber auch keine säuselnden Salonstücke. Was an der Beschaffenheit der Werke liegt, aber auch am alles andere als verzärtelten Zugriff der Pianistin.

Neben etablierten Komponistinnen wie Clara Schumann, Fanny Hensel und den beiden Boulanger-Schwestern Lili und Nadia finden sich auch interessante Damen, die zu ihren Lebzeiten durchaus geschätzt wurden und sogar die Anerkennung berühmter Kollegen gefunden haben, aber nach ihrem Ableben schnell in Vergessenheit geraten sind. Zeitlich startend mit den Mozart-Zeitgenossinnen Anna Bon, die mit einer stattlichen und alles andere als verspielten Sonate in g-Moll vertreten ist, und der Haydn-Schülerin Marianne Martines mit einer charmanteren Sonate in klassischem Stil.

Den Löwenanteil nehmen Vertreterinnen des 19. Jahrhunderts ein – und zwar nicht mit schlichten „Liedern ohne Worte“, sondern mit erfreulich eigenständigen und originellen Talentproben. Wie etwa Michelle Viardot-Garcia mit einer flamencogefärbten „Sérenade“ oder Louise Farrenc mit einer ebenso gefühlvollen wie streng kontrapunktisch ausgearbeiteten Étude. Und auch Clara Schumanns „Präludium und Fuge“ op. 16 versprüht mehr den Geist Bachs als den seichter Salonstücke.

Den modernsten Eindruck hinterlassen die später geborenen Damen Mel Bonis mit „Omphale“, einer Art symphonischer Dichtung für zwei Hände, und natürlich die Boulanger-Schwester, von denen ein Variationssatz der jüngeren, aber sehr früh verstorbenen Lili noch inspiriert wirkt als der Beitrag der älteren, später als Lehrerin zahlreicher prominenter Komponisten hervorgetretenen Schwester Nadia. Insgesamt ein bemerkenswerter Beitrag zur Emanzipation komponierender Frauen. (P. Ob.)



Meldet sich nach siebenjähriger Pause zurück: Die Pianistin Nareh Arghamanyan. FOTO: MARCO BORGREVE/KD SCHMID

ALBUM-CHECK II

Rockmusik der alten Schule

Mirador: „Mirador“ (Republic/Universal)



2018 trafen Jake Kiszka, seines Zeichens Sänger der amerikanischen Blues- und Progressive-Rock-Band Greta Van Fleet, und Chris Turpin vom englischen Americana-Duo Ida Mae aufeinander. Sie tauschten sich über gemeinsame Musikvorlieben aus. Die größte Schnittmenge fanden sie in Vintage-sounds der späten 1960er Jahre. Die damals angesagten Bands verbanden bekanntlich problematisches Rock, Folk und Countryblues zu ungehörten Melangeformen. Kiszka brachte zusätzlich seine Faszination für Mystik ein, die er in den Texten seiner Heimatband für unterbelichtet hielt. Der Wunsch, eine neue Einheit zu bilden, war schnell beschlossene Sache. Die Band nennt sich Mirador, und zu ihr zählen außerdem der energetische australische Drummer Mikey Sorbello sowie Nick Pini (Ethan Jones, Laura Marling) am Bass.

Jetzt liegt das selbstbetitelt Debütalbum des Quartetts vor. Es könnte Liebhabern von Rockmusik der alten Schule Freudentränen in

Roots, Harmonie und Spielfreude

Ein Bison auf dem Cover, akustische Klänge auf der Bühne und mittendrin: Robert Plant. Was es mit seinem neuen Projekt auf sich hat, überrascht selbst eingefleischte Fans.

VON MICHAEL LOESL

Robert Plant hat es mit einem Bison. Allerdings nur grafisch. Die Hülle seines neuen Albums „Saving Grace“ zielt ein gemaltes Wildrind. Was will uns der Künstler damit sagen? Träumt der englische Rockstar etwa davon, sich zum Rodeoreiter umschulen zu lassen? Bevor der geneigte Plant-Fan das Gesicht in Sorgenfalten legt, kann Entwarnung gegeben werden. Die vor-malige Stimme von Led Zeppelin wird nicht zum Wettbewerb im Bullenreiten antreten. Die Knochen des 77-jährigen könnten derlei Strapazen vermutlich auch kaum mehr schadenfrei überstehen. Die plakative Gestaltung des Covers soll derweil natürlich nichts Profanes vermitteln. „Saving Grace“ ist der Titel des neuen Werks einer gleichnamigen, sechsköpfigen Band, in deren Mitte sich Plant keineswegs als Oberhaupt behaupten möchte.

Das Sextett setzt sich durchweg aus gleichberechtigten Fans sogenannter Rootsmusik zusammen. Spurenelemente von ländlich geprägten Spielweisen wie Blues, Country, Gospel, Folk und verlockenden, dazwischenliegenden Sounds finden sich in den zehn Songs der LP wieder. Was passt da zum Symbolisieren der Herkunft dieser Musik besser als das Abbild eines unzählbaren Nutztierartverwandten?

Die Platte beginnt mit dem Aufreißersong „Chevrolet“. 1960 von Ed und Lonnie Young in Blues-Roots-Manier komponiert, erweckt Saving Grace das Altertum mit Gusto zu neuem Leben. Wo ursprünglich lediglich Stimmen, Flöte und eine einzige Trommel den Ton angaben, werden jetzt mehrere dutzend Nylon- und Stahlsaiten ausge-



Der frühere Led-Zeppelin-Sänger Robert Plant bringt ein neues Album heraus.

FOTO: TOM OLDHAM

lassen folkrockig angeschlagen. Für besondere Spannung sorgt in der Nummer Drummer Oli Jefferson mit zwei ineinandergreifenden Snaremotiven. Als ob sich erdig schwerer Shufflebeat und swingend hypnotischer Groove gegenseitig bedingen würden, feuert der Trommler seine Bandkollegen polyrhythmisch impulsiv an.

Dann tritt Plant mit rauchiger Stimme fast flüsternd auf den Plan. In archetypischer Bluesaufschneiderart singt er einer Auserwählten entgegen, der Diamanten, Häuser und Angeberschlitten versprochen werden. Die darunterliegende Unsicherheit des Protagonisten wird von der Sängerin und Akkordeonistin Suzi Dian aufgedeckt, die Plants überbetont maskulin wirkenden Gesang konterkariert.

Für den alten Recken schloss Dian eine Lücke im Bandgefüge, wie er sagt. „Ich wusste, dass ich für vie-

le der Songs dieser Platte eine weitere Stimme brauchte. Wo war die weibliche Stimme? Wo war die Süße, die ich mit meiner Stimmlage nicht liefern kann? Ich hatte von Suzi gehört; sie betrieb ihre eigene Band und ist eine großartige Sängerin. Unsere Stimmen und Musikvorlieben harmonisierten auf Anhieb. Sie ist eine sensible Zuhörerin und ebenso feinfühlig beim Anders- und Eigendeuten der Songs dieses Albums“, erzählt Plant enthusiastisch.

Während das kurzbündige „Chevrolet“ als Amuse-Gueule ins „Saving Grace“-Album führt, vertieft die Band ihre Roots-Music-Studie im weiteren Verlauf der Platte. Der Song „It's a Beautiful Day Today“ dient Plant und Dian als Vehikel zum Austarieren ihrer feinen Harmoniegesangsmöglichkeiten. Aufs Notwendige reduziert, bietet das Arrangement der Nummer den beiden Stimmen ausreichend Platz zum berücksichtigenden Ineinandergreifen. Die Fähigkeit, sich gebührend auf Gesangspartner einzulassen, habe er von der Bluegrassmusikerin Alison Krauss gelernt, gibt Plant vor.

Mit der Sängerin und Violinistin hatte er 2007 das grammyprämierte und viel beachtete Album „Raising Sand“ aufgenommen. „Bei Alison nahm ich einen Intensivkurs in Harmoniegesang, sie unterrichtete mich in Sachen dezidiertem Lauschen von anderen Stimmen. Das war ein Schlüsselmoment für mich als Sänger“, erinnert sich Plant. „Seither kann ich Obertöne in der Zusammenkunft mehrerer Stimmen erkennen, die ich zuvor nicht wahrnahm. Alisons Hinweise reichen auf jeden Fall ins neue Album

und in die Zusammenarbeit mit Suzi Dian hinein.“

Neu ist Plants hingebungsvolle Interesse an den Ursprüngen afrikanischer Musik keineswegs. Der geneigte Rockmusikhistoriker kann locker ein Dutzend Platten aus seiner Sammlung hervorholen, auf denen Plants Wurzelsuche dokumentiert ist. Die fing Anfang der 70er Jahre in Marokko an, wo er sich in der dortigen Wüste bekanntlich mit seinem Led-Zeppelin-Kollegen Jimmy Page zum immerwährenden Stück „Kashmir“ inspirieren ließ.

Später näherte er sich mit der World-Music-Band Afro Celt Sound System walisischer Folklore an, formierte die Blues- und Folkgruppe Strange Sensation, trat in Mali auf und paktierte mit dem Soweto Gospel Choir. Seine Band of Joy verband Folkrock mit Country und Progressive Rock. Westafrikanische Bechertrommeln, sudanesisches Goge-Laute und Banjos kennzeichneten den Sound seiner Band Sensational Space Shifters. Immer wieder zog es ihn zudem in Peter Gabriels Real World Studios nahe der englischen Stadt Bath. Während der dort initiierten „Working Weeks“, in denen Musiker aus allen Ecken der Welt zum gegenseitigen kreativen Befruchten zusammenkamen, war Plant oft und gerne gesehen.

2019 begab sich schließlich eine bis dahin relativ unbekannt Band namens Saving Grace als Vorgruppe auf Konzertreise mit den Folkrockern von Fairport Convention. Das Publikum staunte nicht schlecht, als Robert Plant flankiert von Musikern die Bühnen betrat, die weitgehend akustische Instrumente spielten. Gleich im An-

schluss sollte es für weitere Auftritte in Amerika weitergehen. Die Pandemie durchkreuzte den Plan.

Am neuen Album, das am 26. September erscheint, wurde hingegen sukzessive gearbeitet. Der „Saving Grace“-Sound wirkt bisweilen verführerisch-geheimnisvoll, melancholisch, hier und da sogar düster wie im balladesken Stück „The Ticket Taker“. „As I Roved Out“ hingegen ist ein beinahe rockintensiv-traditioneller Song, der in einem Arrangement von Sam Amidon interpretiert wird. Unter dessen Ägide wird der Folkklassiker zur eindringlichen Meditation über Liebe und Schicksal neu zusammengesetzt.

Unabhängig von den freundlich gestreuten Querverweisen auf Mali-Blues und den Verbeugungen vor Psychedelic Folk überzeugt vor allem die reine Spielfreude der Band. Frei von Erwartungsdruck konnte ein offenes System geschaffen werden. „Wir kennen uns seit sechs Jahren und es kommt keine Längeweile auf“, konstatiert Plant schließlich vergnüglich. „Die Schönheit der Musik dieser Band ist eine Offenbarung. Das sind wirklich nette Leute. Wir spielen all das, was wir vorher nie herausbringen konnten. Wir sind zu einzigartigen Musikern geworden, und meine Mitsstreiter haben einen neuen Platz für den alten Hasen Plant geschaffen.“



Robert Plant: „Saving Grace“ (Nonesuch/Warner)

INFO

Wegweisende Jahre mit Led Zeppelin

Robert Anthony Plant wurde am 20. August 1948 in der englischen Industriestadt West Bromwich geboren. Er ließ sich kurzzeitig als Wirtschaftsprüfer ausbilden, verließ jedoch mit 16 Jahren sein Elternhaus, um sich Bluesbands anzuschließen. Mit John Bonham, dem späteren Led-Zeppelin-Schlagzeuger, spielte er zunächst in der Band of Joy. Kurz darauf stießen beide zur neuen Besetzung der zuvor aufgelösten Gruppe The

Yardbirds, in der bereits Jimmy Page spielte. Wenig später wurde die Band in Led Zeppelin umbenannt.

„Led Zeppelin“, das 1969 erschienene Debütalbum, wurde dank zehn Millionen verkaufter Einheiten zu einem wegweisenden Rockalbum. Bis zu ihrer Auflösung 1980 galten Led Zeppelin als maßstabsetzende Impulsgeber der Rockmusik. 1982 erschien Plants Solodebütalbum „Pictures of Eden“, dem bislang elf weitere, zum Großteil Kollaborationswerke, folgten.

Wohldosierte Zwischentöne

Biffy Clyro: „Futique“ (Warner)



Das schottische Trio Biffy Clyro meldet sich mit seinem zehnten Studioalbum zurück, für dessen Konzeption Zeit ein wichtiger Faktor war. Vier Jahre sind seit dem Erscheinen des Vorgängers „The Myth of the Happily Ever After“ vergangen. Die verhältnismäßig lange Pause nutzte die Band für eine Art Bestandsaufnahme: Woher kamen sie, wo stehen sie, wohin geht die gemeinsame Musikreise nach 30 gemeinsam verbrachten Jahren? Je intensiver diese Frage erörtert wurde, desto deutlicher kristallisierte sich heraus, dass niemand wissen kann, wann und wo die Dinge für den Einzelnen enden.

Bei den Biffys bedeutet das: Jedes neue Album könnte ihr letztes sein. Darin, so findet die Band, liegen sowohl Schönheit als auch Traurigkeit begründet. Grund genug für die Musiker aus dem Südwesten Schottlands, Songs zu schreiben, die mehr oder weniger inhaltlich sämtlich um die Themen Vergänglichkeit und Zukunft kreisen. Tatsächlich wirkte sich das voran-

gegangene Reflektieren positiv auf die Musik aus. „Futique“ ist von aufgereichtem, gewachsenem Selbstbewusstsein durchzogen. Es präsentiert die Band zudem auf einem Status, den sie sich über die Jahre immer energischer erarbeitet hat. Dieser Tage, so scheint es, liegt ihrer Musik hundertprozentige Freiheit zur Sounderforschung zugrunde.

„Hunting Season“ klingt wie eine Mischung aus zwei gegensätzlichen Rockmusikspielweisen: Punk und Prog. Was sich widersinnig liest, geht düster-juvenil und vor allem äußerst energetisch auf. Im Gegensatz dazu basiert „Goodbye“ auf einem beinahe balladesken Ansatz, mitsamt eindringlichem Gesang und vielschichtiger Synthorchestrierung. Wer die üblichen markanten Riffblitze erwartet, wird nicht gänzlich enttäuscht. Aber die gelungene Dramaturgie von „Futique“ setzt eher auf wohldosierte Zwischentöne anstatt auf maximale Saitenschlagkraft.

Wer sich vorurteilsfrei auf diese Platte einlässt, wird dank der vielen Details noch lange nachhaltigen Spaß an ihr haben. (ML)

Mehr 80er als die 80er selbst

Nation of Language: „Dance Called Memory“ (Sub Pop/Cargo)



Die 80er Jahre haben Konjunktur. Ein Beispiel: Die Serie „Stranger Things“ verhalf 2022 dem Hit „Running Up That Hill“ von Kate Bush zu einem erneuten Spitzenplatz in den britischen Charts. Ein anderes Beispiel: Im vergangenen Jahr elektrisierte das neue Album „Songs of a Lost World“ von The Cure – einer Band, die die 80er wesentlich geprägt hat und auch in ihrer heutigen Musik atmen lässt.

Die ungebrochene Aktualität der 80er mag damit zu tun haben, dass sich in der Musik ein Zeitgeist spiegelt, in dem sich viele – auch junge – Menschen heute wiederfinden: eine Welt am Rande großer Konflikte und kurz vor dem Klimakollaps. Hinzu kommt die fortschreitende Individualisierung in der Gesellschaft. So ähnlich hat sich das vor 40 Jahren schon mal angefühlt. Die melancholische, bittersüße Musik bringt die Verzweiflung darüber zum Ausdruck und bietet gleichzeitig doch Trost und Zuflucht.

Zwischen Synthiepop, New Wave und Shoegaze – typischen 80er-

Referenzen also – siedelt auch Ian Richard Devaney, Kopf und Sänger von Nation of Language, den Sound seiner Band an. Und das so lupenrein, dass man „Dance Called Memory“, das neue, vierte Album des Trios aus New York, unbedarften Hörern auch als Werk von OMD oder Ultravox aus dem Jahr 1983 verkaufen könnte.

Könnte man da nicht gleich das Original hören? Damit täte man Nation of Language Unrecht. Tatsächlich sind die zehn Stücke einnehmend. Devaney, Aidan Noell (Synthesizer, Gesang) und Alex MacKay (Bass) gelingt es, ihre Hörer mitzunehmen in einen Kokon aus eingängigen Melodien und sorgfältig texturierten Arrangements. Zwischen Kraftwerk, die alles Menschliche aus ihrer kühlen Maschinenmusik verbannen wollten, und Brian Eno, der seinen elektronischen Experimenten explizit etwas Menschliches einhauchen wollte, stehen Nation of Language auf der wärmeren Seite. „Dance Called Memory“ könnte damit zum Soundtrack des Herbstes werden. Am 18. November tritt die Band passenderweise im Kölner Gloria auf. (chr)